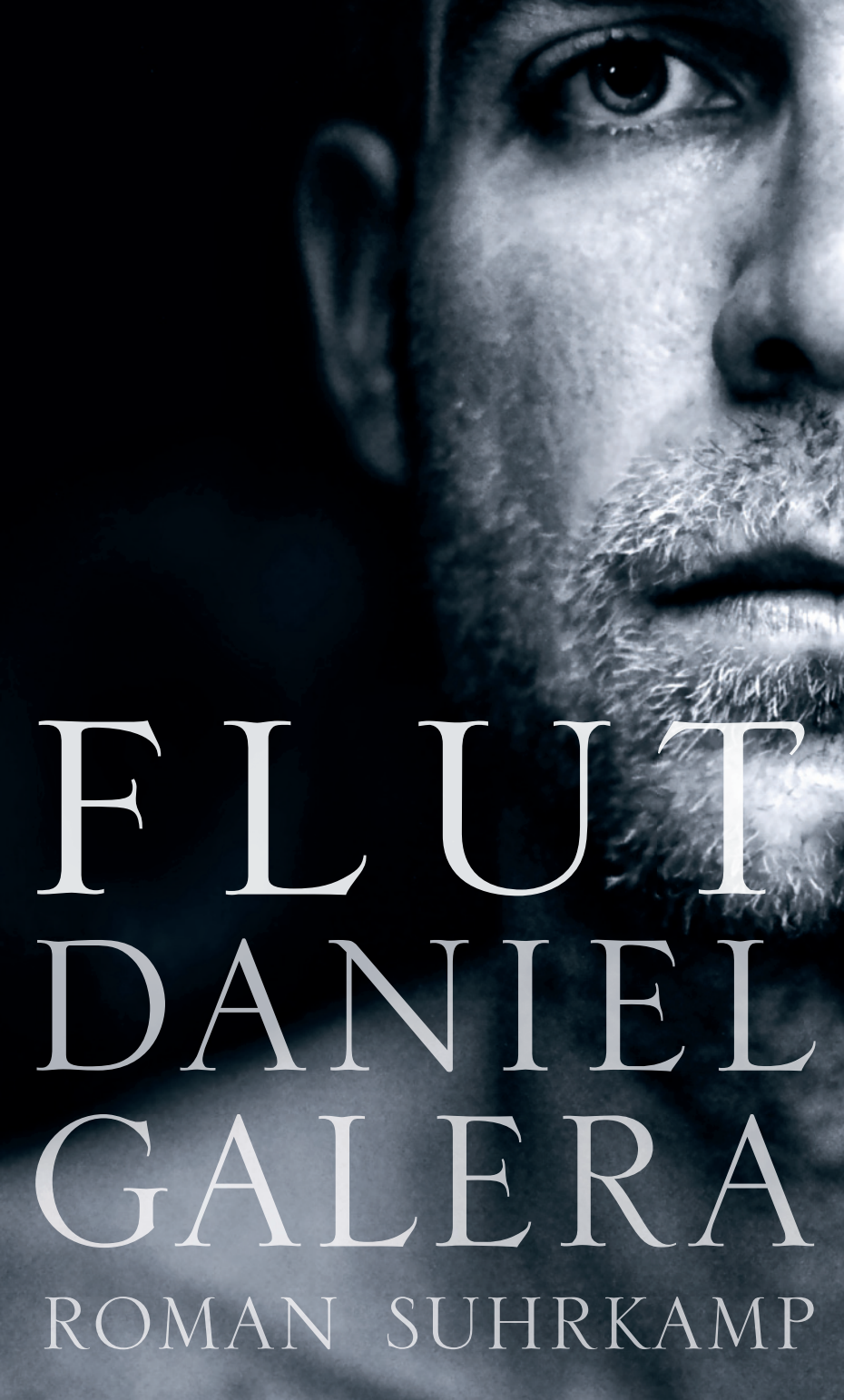




FLUT
DANIEL
GALERA
ROMAN SUHRKAMP

SV

DANIEL GALERA
FLUT

Roman

Aus dem brasilianischen Portugiesisch von
Nicolai von Schweder-Schreiner

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
Barba ensopada de sangue
bei Editora Companhia das Letras, São Paulo.

Die Übersetzung entstand unter Mitarbeit von
Manuel von Rahden.

Die Übersetzung wurde im Rahmen der
Fundação Biblioteca Nacional des brasilianischen
Kulturministeriums unterstützt.
(Obra publicada com o apoio do Ministério da Cultura
do Brasil/Fundação Biblioteca Nacional.)



MINISTÉRIO DA CULTURA
Fundação BIBLIOTECA NACIONAL

Erste Auflage 2013
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2013
© 2012 by Daniel Galera
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42409-4

FLUT

Für DP

Als mein Onkel starb, war ich siebzehn und kannte ihn nur von alten Fotos. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund meinten meine Eltern, die Initiative für einen Besuch müsse von ihm ausgehen, und weigerten sich, mit mir an die Küste von Santa Catarina zu fahren. Ich wollte wissen, was für ein Mensch er war, und ein paar Mal kam ich sogar in die Nähe von Garopaba, aber letzten Endes schob ich es dann doch immer auf. Wenn man jung ist, kommt einem der Rest des Lebens wie eine Ewigkeit vor, und man glaubt, man habe für alles noch Zeit. Es dauerte eine Weile, bis mein Vater von seinem Tod erfuhr, er hatte sich in eine Hütte in der Serra Paulista zurückgezogen und versuchte, seinen Roman zu Ende zu schreiben. Mein Onkel ertrank beim Versuch, eine Frau zu retten, die an der Praia da Ferrugem von den Felsen ins Wasser gefallen war. Die Brandung war an dem Tag wohl ziemlich heftig, mit bis zu drei Meter hohen Wellen. Die Frau klammerte sich an die Rettungsboje und wurde anschließend von anderen Rettungsschwimmern geborgen. Die Leiche meines Onkels wurde nie gefunden. Es gab eine symbolische Beisetzung in Garopaba, zu der wir dann gefahren sind. Meine Mutter zeigte mir, wo er zuerst gewohnt hat, das Haus existiert heute nicht mehr. Auf den Fotos von damals sieht man das zweistöckige beigefarbene Gebäude mit Terrasse, direkt am Meer über den Felsen. Es standen noch keine Hochhäuser am Strand, und man konnte dort wunderbar schwimmen. Die Bewohner des alten Ortskerns, der bis heute unter Denkmalschutz steht, lebten zum Teil noch vom traditionellen Fischfang, der inzwischen Bootstouren für Touristen gewichen ist. Wir lernten seine Witwe kennen, sie hatte sehr helle Haut und unzählige ausgebleichene Tätö-

wierungen, und seine beiden kleinen Kinder, ein Junge und ein Mädchen, die beide die blauen Augen der Mutter geerbt hatten. Mein Cousin und meine Cousine. Bei der Beisetzung waren nur wenige Menschen. Meine Mutter bekam unverständlicherweise einen Heulkampf, und später sah sie ungefähr eine halbe Stunde lang aufs Meer hinaus und sprach mit sich selbst oder vielleicht auch mit irgendjemand anderem. Es waren noch mehr Menschen da, die aufs Meer hinaussahen, so als warteten sie auf etwas, und ich hatte das seltsame Gefühl, dass sie alle an meinen Onkel dachten, obwohl er mir als ein zurückgezogener Mensch beschrieben worden war, den kaum jemand kannte und der aus einer vergangenen Zeit zu kommen schien. Ich hatte die Idee, die Leute mit der Kamera zu interviewen, und meine Eltern erlaubten mir, ein paar Tage allein in der Stadt zu bleiben. Niemand hatte meinen Onkel näher gekannt, aber irgendwie konnte jeder etwas über ihn erzählen. Anfang des vorherigen Jahrzehnts hatte er eine kleine Praxis aufgemacht und Stretching und Pilates unterrichtet. Die meisten haben ihn als Triathlon-Trainer in Erinnerung, und offenbar haben einige seiner Schüler Landes- und nationale Meisterschaften gewonnen. In der Sommersaison setzte er mit allem anderen vorübergehend aus und arbeitete als Rettungsschwimmer. Er war der beste. Jedes Jahr trainierte er die Freiwilligen. Wenn es Abend wurde, nachdem er zwölf Stunden lang in der sengenden Sonne des ozonschichtfreien Südens Badende aus dem Wasser geholt und Sonnenstich- und Quallenopfer verarztet hatte, sah man ihn allein weit draußen schwimmen, egal wie aufgewühlt das Meer war, ob es in Strömen goss oder früher als erwartet dunkel wurde. Er war ein Außenseiter, und irgendwann heiratete er dann eine Frau, von der niemand wusste, woher sie plötzlich gekommen war, und baute ein Haus an einem der Hügel der sogenannten Volta do Ambrósio. Jeder, der sich an meinen Onkel erinnert, erwähnt einen hinkenden Hund, der schwamm wie ein Delfin und selbst weit draußen im Meer an seiner Seite war. So weit das, was man als Fakten bezeichnen könnte. Der Rest

ist eine Ansammlung von Gerüchten, Legenden und pittoresken Geschichten. Es hieß, er sei in der Lage gewesen, zehn Minuten unter Wasser zu bleiben, ohne zu atmen. Der Hund, der ihm überallhin folgte, sei unsterblich gewesen. Er habe mit zehn Einheimischen gleichzeitig gekämpft und sie besiegt. Nachts sei er von einem Strand zum anderen geschwommen und dann irgendwo weit weg aus dem Meer gekommen. Dass er jemanden getötet habe und deshalb so zurückgezogen lebe. Jedem, der zu ihm kam, habe er seine Hilfe angeboten. Er habe immer schon dort an den Stränden gelebt und werde bis in alle Ewigkeit dort bleiben. Mehrere Leute sagten aus, sie glaubten nicht, dass er wirklich tot sei.

Teil 1

1.

Er sieht eine knollige Nase, glänzend und porös wie eine Mandarinenschale. Ein seltsam jugendlicher Mund zwischen Kinn und Wangen, die von feinen Falten durchzogen sind, die Haut ein wenig schlaff. Frisch rasiert. Große Ohren mit noch größeren Ohrläppchen, die aussehen, als würden sie von ihrem eigenen Gewicht nach unten gezogen. Augen in der Farbe von wässrigem Kaffee, ein lasziver, entspannter Blick. Drei tiefe waagerechte Furchen auf der Stirn. Gelbliche Zähne. Blondes volles Haar, das sich in einer einzigen Welle über den Kopf legt und von dort in den Nacken fällt. Sein Blick erfasst zwischen zwei Atemzügen alle vier Quadranten des Gesichts, und er hätte schwören können, diesen Menschen noch nie in seinem Leben gesehen zu haben, aber er weiß, dass es sein Vater ist, weil sonst niemand in diesem Haus hier auf dem Land bei Viamão wohnt und weil rechts neben dem Mann im Sessel die bläulich schimmernde Hündin liegt, die seit Jahren an seiner Seite ist.

Was machst du für ein Gesicht?

Der Vater deutet ein Lächeln an, der Witz ist alt, die Antwort immer die gleiche.

Dasselbe wie immer.

Jetzt fällt ihm seine Kleidung auf, die dunkelgraue Anzughose und das hellblaue Hemd mit bis zu den Ellbogen hochgekrempelten Ärmeln, Schweißflecken unter den Armen und über dem Bauch, die Sandalen, die wirken, als würde er sie nicht freiwillig tragen, als hätte ihn nur die Hitze davon abgehalten, Lederschuhe anzuziehen, und dann noch die Flasche französischen Cognacs und der Revolver auf dem kleinen Tisch neben dem verstellbaren Sessel.

Setz dich, sagt sein Vater und deutet mit dem Kopf auf das weiße Zweisofa aus Kunstleder.

Es ist Anfang Februar, und unabhängig davon, was die Thermometer sagen, beträgt die gefühlte Temperatur in Porto Alegre und Umgebung über vierzig Grad. Bei seiner Ankunft war ihm aufgefallen, dass die Blätter an den beiden hohen Bäumen vor dem Haus sich kein bisschen bewegten. Als er das letzte Mal hier war, noch im Frühling, hatten die gelb und rot blühenden Kronen im kühlen Wind gezittert. Die Weinstöcke links vom Haus hingen voller kleiner Trauben. Er stellt sich vor, wie sie in den Monaten der Dürre und Hitze ihre Süße ausschwitzten. Auf dem Grundstück hat sich seitdem nichts verändert, genauso wenig wie die Male davor, ein von Gras bewachsenes ebenes Rechteck an einer unbefestigten Straße, mit dem noch nie benutzten kleinen Fußballfeld, das nervige Kläffen des anderen Hundes auf der Straße, die offen stehende Haustür.

Wo ist der Pick-up?

Verkauft.

Warum liegt da ein Revolver auf dem Tisch?

Das ist eine Pistole.

Warum liegt da eine Pistole auf dem Tisch?

Das Knattern eines Motorrads vermischt sich mit dem Bellen des Hundes, heiser wie das Röcheln eines Kettenrauchers. Der Vater runzelt die Stirn. Er kann den lästigen Straßenkötter nicht ausstehen und behält ihn nur aus Verantwortungsbewusstsein. Du kannst ein Kind sitzenlassen, einen Bruder, einen Vater und mit Sicherheit eine Frau, all das kann unter gewissen Umständen gerechtfertigt sein, aber nicht einen Hund, um den du dich eine Zeit lang gekümmert hast, dazu hast du nicht das Recht, hatte sein Vater einmal zu ihm gesagt, als er noch ein Kind war und die Familie in einem Haus in Ipanema wohnte, in dem sie ein halbes Dutzend Hunde gehabt hatten. Hunde geben einen Teil ihres Instinkts auf, sobald sie mit Menschen zusammenleben, und er-

langen ihn danach niemals ganz zurück. Ein treuer Hund ist ein verkrüppeltes Tier. Diesen Pakt können wir nicht lösen. Der Hund kann es, aber das passiert sehr selten. Der Mensch hat nicht das Recht dazu, sagte mein Vater. Deshalb mussten sie sein trockenes Husten ertragen, er und Beta, die wirklich bewundernswerte alte Hündin an seiner Seite, ein Australian Shepherd, intelligent und aufmerksam, kräftig und zäh wie ein Wildschwein.

Was macht das Leben, mein Sohn?

Was ist mit dem Revolver? Der Pistole.

Du siehst müde aus.

Ja, bin ich auch. Ich trainiere jemanden für den Ironman. Einen Arzt. Der Typ ist gut. Ein großartiger Schwimmer, und auch sonst schlägt er sich nicht schlecht. Sein Fahrrad wiegt sieben Kilo mit Reifen, die Dinger kosten an die fünfzehntausend Dollar. Er will nächstes Jahr am Wettkampf teilnehmen und sich spätestens in drei Jahren für die Weltmeisterschaft qualifizieren. Ich schätze, das schafft er. Nur, dass der Kerl eine totale Nervensäge ist. Ich hab wenig geschlafen in letzter Zeit, aber es lohnt sich, er zahlt gut. Außerdem gebe ich weiter Schwimmunterricht. Neulich hab ich es endlich geschafft, mein Auto zu reparieren. Sieht aus wie neu. Hat mich zwei Tausender gekostet. Und letzten Monat war ich eine Woche mit Antônia am Strand in Santa Marta. Die Rothaarige. Ach, stimmt, die hast du nicht mehr kennengelernt. Zu spät, wir haben uns danach getrennt. Ich glaube, das war's schon, Papa. Alles andere ist wie immer. Warum liegt die Pistole da?

Wie war die Rothaarige? Deinen Geschmack hast du von mir geerbt.

Papa.

Ich sag dir gleich, warum die Pistole da liegt, okay? Mann, *tchê*, merkst du nicht, dass ich mich erst mal ein bisschen unterhalten will?

Okay.

Scheiße.

Okay, Entschuldigung.

Willst du ein Bier?

Wenn du auch eins trinkst.

Das werde ich.

Sein Vater hievt sich mühsam aus dem weichen Sessel. Die Haut an seinen Armen und seinem Hals hat im Laufe der letzten Jahre einen rötlichen Ton angenommen und insgesamt etwas Hühnerhaftes. Als er und sein älterer Bruder Jugendliche waren, spielte er hin und wieder Fußball mit ihnen, und bis Anfang vierzig ging er phasenweise ins Fitnessstudio, aber seitdem, als hätte es etwas mit dem wachsenden Interesse seines Jüngsten für diverse Sportarten zu tun, hat er beharrliches Sitzfleisch entwickelt. Er hatte immer gegessen und getrunken wie ein Pferd, seit dem sechzehnten Lebensjahr Zigaretten und Zigarren geraucht und Kokain und Halluzinogene genommen, so dass es ihm mittlerweile nicht mehr ganz leichtfällt, seine müden Knochen durch die Gegend zu schleppen. Auf dem Weg in die Küche kommt er durch den Flur, wo an den Wänden etliche Preise hängen, gerahmte Urkunden und Schilder aus gebürstetem Metall mit Datumsangaben aus den achtziger Jahren, dem Höhepunkt seiner Karriere als Werbetexter. Auf der Mahagoniplatte eines Glärschranks im Wohnzimmer stehen zwei weitere Trophäen. Beta folgt ihm zum Kühlschrank. Die Hündin wirkt genauso alt wie ihr Besitzer, ein lebendes Totem, das fast geräuschlos hinter ihm herläuft. Die Sinnlosigkeit dieses Sonntagnachmittags und der Anblick seines Vaters, der schwerfällig an den Erinnerungen an eine lang zurückliegende berufliche Glanzzeit vorbeitrottet, den treuen Hund im Schlepptau, erwecken in ihm eine so unerklärliche wie vertraute Betroffenheit, ein Gefühl, das ihn manchmal überkommt, wenn er sieht, wie jemand verzweifelt versucht, eine Entscheidung zu fällen oder irgendein unbedeutendes Problem zu lösen, als hinge das ganze Leben davon ab. Sein Vater ist am Rande seiner Kräfte,

kurz davor aufzugeben. Die Kühlschranktür öffnet sich mit einem ächzenden Schmatzen, er hört Glas klirren, und Sekunden später sind sein Vater und die Hündin zurück, viel unbeschwerter als zuvor.

Santa Marta, das ist doch bei Laguna, oder?

Genau.

Sie drehen die Deckel der Bierflaschen ab, die Kohlensäure steigt mit einem verächtlichen Zischen aus den Flaschenhälsen, sie stoßen auf nichts Bestimmtes an.

Ich bereue es, nicht öfter nach Santa Catarina an die Küste gefahren zu sein. In den Siebzigern haben das alle gemacht. Deine Mutter auch, bevor sie mich kennenlernte. Ich hab sie dann mit in den Süden genommen, nach Uruguay und so. Die Strände in Santa Catarina waren mir irgendwie unheimlich. Mein Vater ist in der Nähe von Laguna ums Leben gekommen. In Garopaba.

Es dauert einen Augenblick, bis ihm bewusst wird, dass die Rede von seinem Großvater ist, der starb, bevor er auf die Welt kam.

Mein Opa? Du hast immer gesagt, du wüsstest nicht, wie er gestorben ist.

Hab ich das?

Mehrmals. Weder wie noch wo er gestorben ist.

Hm. Kann sein. Wahrscheinlich hab ich das wirklich gesagt.

Obwohl es gar nicht stimmte?

Sein Vater überlegt kurz, bevor er antwortet. Es sieht nicht aus, als wolle er Zeit gewinnen, er denkt wirklich nach, vielleicht gräbt er in der Erinnerung oder sucht nur nach Worten.

Nein, es stimmte nicht. Ich weiß, wo er gestorben ist und auch mehr oder weniger wie. Es war in Garopaba. Deswegen hatte ich auch keine große Lust, in die Gegend zu fahren.

Wann?

Das war 1969. Den Hof in Taquara hat er 1966 verlassen.

In Garopaba muss er zirka ein Jahr später gelandet sein, dann hat er zwei Jahre lang dort gelebt, bis sie ihn umgebracht haben.

Ein kurzes Lachen entweicht ihm aus Nase und Mundwinkel. Sein Vater lächelt ihn an.

Was soll das heißen, Papa? Sie haben ihn umgebracht?

Du lächelst genau wie dein Großvater, weißt du das?

Nein. Ich weiß nicht, wie er gelächelt hat. Ich weiß auch nicht, wie ich lächle. Ich vergesse es.

Sein Vater sagt, sein Großvater und er hätten nicht nur das gleiche Lächeln, sondern ähnelten sich auch in anderer Hinsicht. Der Großvater habe zum Beispiel dieselbe Nase gehabt, schmaler als seine eigene. Das breite Gesicht, die tiefen Augenhöhlen. Dieselbe Hautfarbe. Sein indianisches Blut sei am Sohn vorbei direkt auf den Enkel übergegangen. Deine athletische Figur, sagt er, die hast du mit Sicherheit auch von ihm. Er war etwas größer als du, wahrscheinlich eins achtzig. Damals hat niemand so Sport getrieben wie du jetzt, aber so wie dein Großvater Holz gehackt hat, wie er die Pferde zugeritten und auf dem Feld gearbeitet hat, hätte er diese Triathleten von heute alle in die Tasche gesteckt. Bis ich zwanzig war, sah mein Leben auch so aus, glaub also nicht, ich wüsste nicht, wovon ich rede. Wenn wir zusammen auf dem Feld standen, hat mich immer beeindruckt, wie stark er war. Einmal vermissten wir ein Schaf und fanden das Tier dann in der Nähe vom Zaun zum Nachbargrundstück, fast drei Kilometer vom Haus entfernt. Während ich darüber nachdachte, wie wir mit dem Pick-up dort hinkommen, und schon ahnte, dass mein Vater mich losschicken würde, um ein Pferd zu holen, schulterte er das Tier und lief los. So ein Schaf wiegt vierzig, fünfzig Kilo, und du erinnerst dich vielleicht, wie es in der Gegend aussah, wo wir damals gewohnt haben, es war ziemlich hügelig, und überall lagen Steine rum. Ich war gerade mal siebzehn und wollte helfen, aber mein Vater meinte nur, nein, es liegt gut so, wie es ist, das Auf- und

Absetzen ist viel zu anstrengend, also lass uns einfach laufen, das Wichtigste ist, einfach weiterzulaufen. Ich hätte das Tier mit Sicherheit keine zwei Minuten tragen können. Ich war nicht unbedingt schwächling, aber ihr beide seid aus einem anderen Holz geschnitzt. Auch vom Temperament her. Dein Großvater war eher der ruhige Typ, so wie du. Schweigsam und diszipliniert. Er redete nur das Nötigste und war schnell genervt, wenn man ihn vollquatschte. Da hört die Ähnlichkeit dann aber auch auf. So sanftmütig und gut erzogen, wie du bist, so jähzornig war er. Meine Güte, was konnte der Kerl ausfallend werden. Er war bekannt dafür, beim geringsten Anlass das Messer zu ziehen. Kaum war er auf irgendeinem Fest, fing er Streit an. Und ich verstehe bis heute nicht, warum. Er trank nicht viel, rauchte nicht, spielte nicht und fing auch nichts mit Frauen an. Deine Großmutter war fast immer dabei, und komischerweise schien ihr seine gewalttätige Seite nichts auszumachen. Sie hörte ihn gern Gitarre spielen. Er spielte unglaublich gut. Einmal sagte sie zu mir, er sei so geworden, weil er eine Künstlerseele habe und sich für das falsche Leben entschieden habe. Dass er durch die Welt reisen und seine philosophischen Gefühle hätte rauslassen sollen – das waren ihre Worte, ich erinnere mich noch genau –, statt auf dem Feld zu arbeiten und sie zu heiraten, aber dass er diesen Weg schon sehr früh verworfen hatte und es danach zu spät war, weil er ein Mann mit strengen Prinzipien war und umzukehren einen Verstoß gegen diese Prinzipien bedeutet hätte. So erklärte sie sich seinen Jähzorn, und ich kann das nachvollziehen, obwohl ich ihn nie gut genug kennengelernt habe, um mir da sicher zu sein. Ich weiß nur, dass er schnell mit den Fäusten und mit dem Messer zugegangen war, ob mit oder ohne Grund.

Hat er jemanden getötet?

Nicht dass ich wüsste. Ein Messer zu ziehen bedeutet noch lange nicht, dass man auch zusticht. Ich denke, er wollte sich eher behaupten. Ich kann mich auch nicht daran erinnern,